

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 2. Oktober 1932.

Spielzeugpferdchen.

Skizze von Luigi Pirandello.

Ich hatte Rodolfo Marteno ungefähr vor einem Jahr in der Druckerei einer humoristischen Zeitung kennengelernt. Im Spital, wo wir zufällig die Betten nebeneinander hatten, sahen wir uns wieder. An einem regnerischen Herbsttage wurden wir beide als gesund entlassen. Ich stand in meinen düstigen dünnen Kleidern vor dem Tore der Anstalt und wußte nicht wohin. Da schlug mir Rodolfo vor, mit ihm nach Hause zu gehen. Ein Teller warme Suppe und ein Winkel zum schlafen werde sich sicher finden.

Zuerst wies ich das Anerbieten zurück, aber Rodolfo drängte weiter in mich, und der Regen und das Bedürfnis irgendein Dach über dem Kopf zu haben, sei es auch nur ein fremdes, ließen mich nachgeben.

Wir schritten gegen eine Stunde auf der Landstraße dahin, ohne zu sprechen. Die Plätter der trüben Gaslaternen ließen die nassen, regenschweren Blätter der Bäume aufglänzen, die zu beiden Seiten den Weg besäumten. Wir hatten die gepflasterten Straßen hinter uns gelassen, und das Lärmen der Straßenbahn klang nur mehr schwach an unser Ohr.

An der Ecke eines Kreuzwegs waren Tafeln angebracht, die den Automobilen den Weg wiesen. Auf einer stand: San Giacomo 0,5 Kilometer.

Auf den schmutzigen Dorfstraßen spielten verwahrloste Kinder. Abgekehrte Hunde und Katzen suchten in all dem Unrat nach etwas Freßbarem.

Zwischen den dicht aneinandergebrängten kleinen, meist baufälligen Häusern hingen auf Striden, die quer über das schmale Gäßchen von einem Fenster zum anderen gespannt waren, einige vergessene Wäschestücke.

Vor einem niedrigen armenigen Ziegelbau blieb Rodolfo stehen und sagte: „Da sind wir.“ Er öffnete die Haustüre und wir gingen den engen Gang entlang.

Als ich über die Schwelle in den ärmlichen Wohnraum trat und die Angehörigen des Buchdruckers bei dem wackeligen Tisch saßen, sah ich die winzigen Lichtflämmchen und die zerbrochenen Teller bemerkt, fühlte ich meine sadistische Freude nicht mehr. Am liebsten wäre ich umgekehrt und hätte mich unter einer der nassen Bäume gelegt.

Nach kurzer Begrüßung mit seiner Familie füllte mir Rodolfo einen Teller mit Suppe, und seine Frau bot mir ein kleines Stück Brot. Ich aß, ohne die Augen vom Teller zu heben.

Wir zur Linken sah ich ein ungefähr sechzehnjähriges, schmachtiges, sehr blaßes Junge, dessen eigentümliches flach-blondes Haar mir bereits aufgefallen war, als ich die Stube betrat.

„Paolo“, sagte jetzt Rodolfo zu dem Jungen, „warum begrüßt du den Freund deines Vaters nicht?“

Der Angeredete warf die Hände in die Höhe und lachte laut und fröhlich.

Rodolfo wandte sich zu mir und erklärte: „Der Junge ist krank. Es ist mir selbst unverständlich. Er hat das noch nicht sehr lange. Ich hatte mich einmal verspätet und kam erst gegen Morgen heim. Paolo hatte anscheinend auf mich gewartet, und als er mich erblickte, stieß er zum ersten Male dieses unheimlichen Lachens aus. Das Unheil verschlimmerte sich zusehends, nun lacht er schon bei ganz geringfügigen Anlässen. Du wirst dich daran gewöhnen, es ist ja weiter nicht gefährlich, man muß ihn nur mit Ruhe behandeln.“

Rodolfo tunkte lächelnd den Rest seiner Suppe vom Teller und fragte plötzlich: „Wo ist denn eigentlich Lena?“

„In der Werkstatt. Sie hat schon vorher gegessen, weil sie noch arbeiten will.“

„Dann komm mit mir, damit ich sie dir vorstellen.“ Er führte mich in eine kleine Kammer, um deren rohe Ziegelmauern Holzgestelle liefen, die mit Pferdchen aus Papiermaché und Bündeln aus Woll- und Seidensträhnen angefüllt waren. Am Boden standen Dosen, die farbige Lade enthielten.

Vor einem niedrigen Tischchen sah ich auf einem kleinen Schmel inmitten der Kammer ein Mädchen. Auch sie hatte blondes Haar, so blond, daß es fast entfärbt schien. Sie hatte ein kleines Pferdchen aus ihrem Schoß und war im Begriff, es mit einer Nähnadel aus weißer gestrichelter Seide zu schmücken.

Sie nickte dem Vater freundlich zu und sagte dann zu mir gewandt: „Wenn der Herr Pferdchen kaufen will, ich habe größere und schönere als dieses hier.“

„Nein, nein, Lena laß nur, der Herr ist ein Freund von mir.“ Er wird einige Zeit bei uns bleiben. Die Pferdchen, die du hier siehst, hat Paolo verfertigt. Er arbeitet Tag und Nacht daran, denn er schläft fast nie. Nähen und Schweißen flücht Lena. Auch das Nähen und Ausfertigen besorgt sie. Die Kinder schaffen damit Geld ins Haus, denn einige Geschäfte in der Stadt kaufen die Pferdchen, allerdings zu einem Spottpreis. — Übrigens, wenn du rauchen willst, sag es nur Lena. Sie hat immer etwas Geld auf Seite!“

Lena errötete, nahm ohne zu sprechen aus einem leeren Einießdegas eine Silbermünze und wollte sie mir geben.

„Danke, Signorina, ich rauche nicht!“

„Nach doch keine Geschichten. Warte, in fünf Minuten bin ich mit Zigaretten zurück.“ Er nahm die Münze und ging.

Im Vorbeigehen kreischte er über die Nähnadel eines Pferdchens, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Lena rief ihm freundlich zu: „Mach dich nicht schmutzig, sie sind frisch gestrichen!“

„Vielleicht werde ich einmal reich sein, dann werde ich eines dieser hübschen kleinen Tierchen kaufen, ein sehr schönes!“

„Sie sind sehr billig. Paolo macht fast ein Duzend im Tag.“

Die Minuten verstrichen, der Buchdrucker kam nicht zurück. Jedesmal, wenn Lena aufschah und ihre Augen den meinen begegneten, errötete sie.

Ich spürte ihren ängstlichen Atem, sah die kleinen, von Gummi und Lack beschmierten Hände, mit denen sie gewissenhaft die kleinen Pferdchen fertigstellte.

Von Zeit zu Zeit hörte man das schrille Lachen Paolos. Lena arbeitete fieberhaft, um ihre Verwirrung und Verlegenheit zu verbergen. „Warten Sie nicht auf Vater“, sagte sie unsicher. „Der kommt so schnell nicht wieder. Die Zigaretten waren nur ein Vorwand.“

Sie sprach mit leiser Stimme und blinzelte auf ihre Hände. Ohne zu wissen, warum, ergriff ich eine und küßte sie.

Lena schloß die Augen und ließ ein Pferdchen zu Boden fallen. Ich hob es auf, stellte es auf das Tischchen, nahm dann Lenas beide Hände in die meinen und küßte sie. Der herbe Duft des Lades reizte meine Nase. Doch das seidige Haar, das meine Stirn berührte, ließ mich den Lach- und Freund, die Zigaretten und das Gelächter Paolos vergessen.

„Lena“, flüsterte ich, fast ohne die Lippen zu bewegen. Dann sagte ich: „Ich möchte jetzt gerne schlafen gehen, wo kann ich das?“ Ich war zwar nicht schläfrig, doch ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

Jetzt kam Rodolfo zurück. Er war sehr aufgeräumt, noch aber bedenklich nach Alkohol.

„Wie? Ihr seid noch nicht zu Bett? Der Tabakladen war nämlich schon gesperrt.“ Er dehnte sich behaglich. Dann fing er plötzlich zu lachen an. Und da überfiel mich ein Schauer: Es war das selbe fröhliche Lachen, wie ich es vorher von Paolo gehört hatte. Schließlich fragte er:

Die Welt der Frau.

Mein Heim — meine Welt!

Der erste Oktober, die Zeit der Umzüge, ist gekommen, und da gewinnt für viele die Frage Bedeutung: Wie richte ich mir die neue Wohnung ein? Das ist in erster Linie Aufgabe der Hausfrau. Man kann wohl sagen, daß man die Wesensart einer Frau danach beurteilen kann, wie sie ihre Umgebung gestaltet, ob sie ihr den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken vermag, oder ob sie sich damit begnügt, daß der Fachmann ihr die Wohnung so einrichtet, wie es gerade modern ist, und auf jede eigene Geschmacksrichtung verzichtet. Die Wohnung ist die Heimat des Menschen, sie bedeutet für sein Dasein und sein Wachstum das Beste, was der Erdboden für das Gedeihen der Pflanze bedeutet. Und gerade zu unserer Zeit, da der Familiensinn wieder eine Aufwertung erlebt, da man sich darauf bekennt, daß man es sich auch zu Hause gemütlich machen kann, gewinnt die Frage der vereinigten und persönlichen Kultur des Wohnens erhöhte Bedeutung. Wenn die einzelnen Familienmitglieder abends müde aus dem Büro, aus der Fabrik oder Werkstatt nach Hause kommen, so sollen sie sich behaglich und geborgen fühlen, sollen wissen, daß in ihrem Heim ein kleines, unzerstörbares Glück wohnt.

Und dieses Heim, diese Behaglichkeit zu schaffen, steht in erster Linie der Frau zu. Wie die Frau ihre Umgebung sieht, was sie daraus zu machen versteht, das kennzeichnet ihre Wesensart. Es gibt Frauen, die in ihrer Kleidung anspruchslos sind, auch großen Geschmack verraten, die aber der Wohnungstrage gleichgültig und verständnislos gegenüberstehen. Eine Wohnung, die noch so neuzeitlich, mit noch so viel Geschmack und noch so großem Reichtum ausgestattet ist, kann doch irgendwie leer und öde wirken, eben weil man nirgends die Geistigkeit, den individuellen Geschmack seiner Bewohner spürt. Auch eine gewisse Übermodertheit kann die Gemütlichkeit vermissen lassen. Wenn man in einem Gebäude aus Stahl und Eisen sitzt, wenn überall teile Stahlmöbel herumstehen, vielleicht noch in Reih- und Glied, dann kann keine Behaglichkeit aufkommen, weil man keinen persönlichen Kontakt mit seinen Möbeln hat. Man muß jedes einzelne Möbelstück, jeden Tisch und jeden Stuhl wie einen alten Bekannten betrachten, dem man auch einmal einen anderen Platz anweisen kann. Niemals darf man das Gefühl von Kälte und Störfestigkeit haben. Wenn die Hausfrau ängstlich darauf achtet, daß die Stühle immer hübsch unter den Tisch gehoben werden, daß man an dem guten Teppich vorbeibalanciert, daß die Sofakissen nur zur Zierde, schön geordnet, dastehen, wird wohl kaum das Gefühl heimlicher Gemütlichkeit und Ungezwungenheit aufkommen können.

Es hängt nicht nur von den materiellen Möglichkeiten ab, wie man sich seine Wohnung behaglich einrichtet. Nicht auf den Reichtum, sondern auf die Liebe kommt es an, mit der man sein Heim ausstattet. Wir haben uns Gott sei Dank von dem Zwang befreit, daß man sich ein Speisezimmer oder einen Salon in der üblichen Art einrichten mußte, nur weil es nun einmal zum „guten Ton“ gehörte, auch wenn es der eigenen Geschmacksrichtung nicht entsprach. Man wertet den eigenen Geschmack wieder höher als die äußere Form, die ja schließlich immer neuen Wandlungen unterworfen ist. Man muß aus den Wohnräumen auf die Persönlichkeit des Bewohnenden schließen können, sonst wirken sie leer und farblos; denn Reichtum und Technik vermag niemals die Seele zu erheben.

Mit ein wenig Liebe kann man sich auch mit geringen Mitteln in seinen vier — oder mehr — Wänden behaglich einrichten. Die Ruhe und Behaglichkeit, die man draußen fast gar nicht mehr begegnet, wird für das eigene Heim zur Sehnsucht, ja mehr noch, zur Notwendigkeit. Die bunten, schönen Farben, die modernen Beleuchtungsmöglichkeiten helfen dazu, ein gemütliches Nest zu schaffen, mit behaglichen

„Habt ihr von mir gesprochen? Hat dir Lena etwas über mich erzählt?“

„Lena hat mir gar nichts erzählt. Nur ich habe gesprochen. Wenn ich reich sein werde, werde ich Pferdchen kaufen.“

„Hahaha, mein Freund, du willst Pferdchen kaufen! Wozu denn? Hörst du, Lena, er will Pferdchen kaufen, hahaha! Gute Nacht, mein Freund.“ Er drehte sich noch einmal um und zwinkerte mir pfiffig zu.

Ich sah Lena an. In ihren blauen Augen standen Tränen. Dann erhob sie sich und sagte: „Ich will Ihnen Ihre Schlafstelle zurecht machen.“

Sie führte mich in die Küche und bereitete mir auf einem Sofa ein halbwegs anständiges Lager. Dann wünschte sie mir leise „Gute Nacht“ und entfernte sich. Ehe ich einschliefe, umschwebten mich Lenas blonde Haare.

Aber als ich erwachte, fiel mein Blick auf ein schönes Pferdchen. Paolo stand vor mir und versuchte mit der Hand sein Lachen zu ersticken.

„Wann hast du dieses Pferdchen gemacht?“

„Heute Nacht für dich!“

„Für mich?“

„Ja, Lena hat mir gesagt, daß du dir eines wünschst, und dann hat sie mir noch etwas gesagt.“

„Paolo, was hat dir Lena noch gesagt?“

Er lachte und warf seine Arme in die Luft. Aber plötzlich erfaßte er meine Hand und küßte sie. Ich fühlte seine Tränen auf meiner Hand. Es war wahrscheinlich das erste Mal seit langer Zeit, daß Paolo weinte.

(Berechtigte Übersetzung von Heinz Altmann.)

Winkeln, mit traulichen Eden, so daß man sich auf jeden Abend freut, den man in den eigenen vier Wänden zu bringen kann. Die Hausfrau kann ihr Reich ihrer eigenen Persönlichkeit zugestehen. Es gibt Möbelstücke von bezaubernder Farbgebung, die ihr dabei helfen, nette, vielschichtige und heitere Keramiken. Ein paar Blumen, in geschmackvoller Vase geordnet, wenige, aber künstlerische Bilder, weiche, bunte Kissen, die zum Nichtstun verleiten, machen die Räume wohnlich und heiter. Wenn man nur den Willen dazu hat, kann man sich sein Heim so einrichten, daß es wirklich zu einem Schatz wird, wie es der nächste Engländer schon längst erkannt hat. Mein Heim ist meine Welt! Und je unfreundlicher und trüber die Welt draußen wird, um so mehr hat uns unser Heim sie zu ersetzen.

Mütterlichkeit.

Die neue Wesensentwicklung der Frau.

Die mit Eifer betriebene Emanzipierung der Frau brachte die große Gefahr mit sich, daß die Frau an eine vollkommene Umwertung aller weiblichen Werte zu glauben begann. Sie hatte ihre Gleichberechtigung mühsam errungen und glaubte nun, angeichts des schwer erkämpften Sieges, es dem Manne auch in bezug auf Weltanschauung völlig gleich tun zu müssen. Man schämte sich seines Gefühls und versuchte, den Hang zum Mütterlichen zu verdrängen oder wenigstens abzuleugnen. Man fürchtete, rückständig zu wirken, wenn man sich für das Ideal der Mutter begeisterte. Die Junggeheilen war Trümpf, und die verheiratete Frau wünschte keine Kinder. In Kleidung und Lebenshaltung zeigte sich das Bestreben, dem Manne möglichst gleichzukommen.

Aber es blieb doch meist bei einer Nachahmung, die oft nicht eines lächerlichen Beigeschmacks entbehre. Die naturgegebenen Wirkungsgebiete der Frau sind von denen des Mannes grundverschieden. Sie begegnen sich wohl beide auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Technik. Aber wirklich Großes können sie jeder nur in ihrem ureigenen Kreise schaffen. Und so wird die Frau erst zur vollen Persönlichkeit austreten, wenn sie das heilige Wunder der Mutterschaft erlebt. Der Mann ist der eigentlich Schöpferische, der faulstisch Ringende. Die Frau mit ihrem natürlichen Hang zu helfen und zu schützen die Helfende, Mütterliche. Und wenn sie groß ist in ihrem Wirken, so ist sie es nie als Nachahmerin des Mannes, sondern in ihrem ureigensten Weib als Frau.

Diese Erkenntnis von der heiligen Mission der Frau setzt sich nun in unserer Zeit, in der sich Not und Unsicherheit in alle Lebensgebiete einschleichen, immer mehr durch. Und gerade die Jugend verlangt nach solchen wahren Müttern, die Jugend, die schwer um ihre Zukunft kämpfen muß und erst um ihren Lebensaufbau ringt als es je deutsche Jugend tat. Sie hat das Verlangen, von einem Menschen geführt zu werden, vor dem sie Ehrfurcht empfindet, der ihr Leben mit Wärme füllt, sie mit verstanden der Liebe umgibt. Sie verlangt nach der wahren Mutter. Die vernünftige Frau, die ihren Kindern nichts weiter sein will als Kamerad, kann ihnen keinen Halt geben. Sie hat nicht die verstandene, führende, opferbereite Liebe, vor der die Jugend Ehrfurcht empfindet. Den Müttern unserer Zeit erwächst eine ungeheure Aufgabe. Sie finden in erster Linie dazu berufen, der heranwachsenden Jugend Helfer und Führer zu sein. Sie müssen dafür sorgen, daß die jungen Menschen nicht aufhören zu hoffen, daß sie nicht verzagen, wenn sie vor einem unüberwindlich scheinenden Hindernis stehen, daß sie an eine bessere Zukunft glauben, daß ihre Tatkraft und ihre frische Unternehmungslust nicht erlahmt. Diesen hohen Aufgaben ist aber nur eine Frau gewachsen, die wahrhaft mütterlich empfindet.

Die mütterliche Frau ist der Mittelpunkt alles Seins und Wirkens. Die Zeit, in der sich die Frau danach sehnte,

Herbstmäntel.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



- Links: Nachmittagsmantel aus schwarzem Wollgeorgette mit apertem, weißem, mit Fuchs besetztem Kragen.
Mitte: Sportmantel aus haselnußbraunem Angora-Weed mit braunem Pelzbesatz an den Armen und Hals.
Rechts: Mantel aus beigefarbenem Diagonal-Wollstoff mit sandfarbenem Fuchspelz.

dem Manne auch innerlich völlig gleichzukommen, scheint vorüber zu sein. Der gesund empfindende Teil der weiblichen Jugend sieht es nicht mehr als unmodern und rückständig an, verheiratet zu sein und Kinder zu haben. Die Sehnsucht jeder echten Frau, das höchste Glück der Mutterschaft zu erleben, wird nicht mehr im tiefsten Winkel des Herzens vergraben. Und wie stellt sich der Mann zu dieser Wandlung? Er freut sich, wieder mit einer Frau verheiratet zu sein und nicht mit einem Wesen, das den Ehrgeiz hat, ihn bis ins kleinste nachzuahmen und sich doch in dieser Rolle nicht ganz wohl fühlt. Seine größte Achtung und Liebe gilt der mütterlichen Frau.

Auch die Frau, die das Wunder der Mutterschaft nicht erlebt, ist dazu berufen, in höherem Sinne mütterlich zu wirken. Man kann auch von einer geistigen Mütterlichkeit sprechen. Die Frau mit ihrer naturgegebenen Hingabe zum Geschöpf hat das Bedürfnis, überall zu helfen, wo sie Not und Unglück sieht. Einem Enttäuschten neue Hoffnung zusprechen, in ein von Sorgen beschattetes Leben ein wenig Licht tragen, einem Unglücklichen die materiellen Sorgen erleichtern, — das alles sind Aufgaben der geistigen Mütterlichkeit. Die innere Befriedigung, die sie auslösen, ist reichlicher Lohn dafür. Einer Jugend die solche Mütter hat, braucht vor der Zukunft nicht bange zu sein.

Beruf und Weiblichkeit.

Von Ingeborg Ermsich.

Die Zeiten sind vorbei, da das junge Mädchen oder die Frau, die es „nötig hatte“, sich Geld zu verdienen, nicht für voll angesehen wurde, da selbst bittere Not einen Erwerb nur in aller Stille gestattete. Moderne Eltern sind auf die Tochter in der Gymnasialen-Mühle, die sich auf Studium und künftigen Beruf vorbereitet, ebenso stolz wie auf den Sohn, und die Sorge um die Zukunft der Tochter besteht nicht mehr aus dem Ersparen der Aussteuer, sondern aus der richtigen Wahl eines Berufes für sie, der ihr die Existenz ermöglichen und sie voll befriedigen soll. — Die Ziele der Frauenbewegung sind heute in dieser Hinsicht erreicht — auf Grund gleicher Bildungs- und Berufsmöglichkeiten leistet der Durchschnitt der berufstätigen Frauen ebenso tüchtige und anerkanntswürdige Arbeit wie der der Männer. Kurz: Die Frau ist selbstverständliche Berufsgenossin des Mannes auf fast allen Gebieten geworden.

Der Weg zu diesem Ziele war nicht einfach. Der zur Gleichberechtigung der Frau nötigen Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse wurde von Seiten der Männer heftiger Widerstand entgegengebracht, wozu sich ihnen als Lehrer oder Kollege günstige Gelegenheiten bot. Noch heute ist das Problem der gleichen Rechte für beide Geschlechter keineswegs gelöst und Gegenstand zahlloser Debatten. Trotzdem ist es nicht mehr der Kernpunkt der Frauenbewegung, denn eine andere Frage wird sehr schnell immer brennender, die sich nicht mehr mit dem Beruf befaßt, der außer aller Frage steht, sondern mit der Frau selbst, nämlich die nach der Berufstätigkeit der Frau und ihrem weiblichen Charakter. Ist tüchtige berufliche Leistung nur möglich unter Aufgabe der Weiblichkeit, schließt eins das andere aus? Ist laienhafte Vorbildung und Beruf notwendigerweise eine vernünftige Wirkung auf die Frau aus? Wie ist es anzufangen, daß sich Beruf und Weiblichkeit nicht gegenseitig beeinträchtigen?

Die heutige Zeit neigt dazu, ein Nebeneinander von Beruf und Weiblichkeit zu verneinen. Wo bleibt die letztere, wenn die Frau ihren „Beruf“ nicht mehr im „Haussein“ sieht? Schuld an dieser vorschnellen Beantwortung der Frage mag letzten Endes die moderne Entwicklung der Frau sein, die sich zu intensiv in äußeren Kleinigkeiten der Männerwelt anzuschließen suchte, und damit eine wohl berechnete Anpassung an die neue Epoche und ein Eingehen auf die neuen Forderungen übertrieb. Aber die Auswirkung des Berufs auf den weiblichen Charakter besteht nicht nur in der veränderten Kleidung und im kurzen Haar, sondern sie ist von tiefster menschlicher Bedeutung, und deshalb nicht mit einem leichtfertigen Ja oder Nein zu erledigen.

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan“, sagt der Dichter und gibt damit eine Art Erklärung für die der Frau wesentliche Kraft, den zwar geistig überlegenen, in seinen Trieben jedoch toteren Mann zum Seelischen hinzulenken, zu erziehen, oder besser, seine Welt durch ihr Dasein zu vervollständigen. Diese Macht auszunutzen ist das Recht der Frau und zugleich ihre Pflicht, ihr Beitrag zur Kulturleistung der Menschheit, der durch nichts zu ersetzen ist. Der Verlust der Weiblichkeit wäre also nicht bloß ein ungeheures Minus für unsere Epoche, sondern auch eine Schuld im Gedenken an die Zukunft.

Diese Schuld hat demnach die Frauenbewegung auf sich genommen nach der Meinung vieler. Sie schied die Frau ins Leben hinaus, gab ihr neue Rechte und Pflichten, lehrte sie die Wirklichkeit kennen und würdigen — sollte das Resultat wirklich in so hohem Grade negativ ausfallen und nicht viel mehr Positives für die Frau durch die Erweiterung ihrer Einstellung herausgekommen sein?

Daß das Wesen der modernen Frau und des Mädchens

von heute sich in fast allen wesentlichen Punkten vom Gestern unterscheidet, leugnet jetzt niemand mehr. — Es kommt nun darauf an, ob die Voraussetzung zu jener Kraft der Frau ein Leben im Rein-Persönlichen ist, ein Leben ohne sachliche Leistung, ohne Welt- und Menschenkenntnis, ein Dasein in einmal körperlicher, dann auch seelischer und geistiger Unberührtheit. Dann beruhte die weibliche Wirkungskraft auf einer Welt, die zwar als die „ganz andere“ im Vergleich zur männlichen auf diese eine sehr große Anziehungskraft ausüben mag, die aber den Todesseim in sich trägt, weil sie früher oder später fallen muß.

Das Leben der modernen Frau gründet sich auf bewusster Bildung und Erziehung, ist nicht mehr vom „Frieden der Häuslichkeit“ umgeben, sondern besteht aus Verantwortung, Konkurrenz- und Existenzkampf. War die Welt von gestern die der Illusion, die die weibliche Anziehungskraft ausmachte, so ist die von heute die der Wirklichkeit. Nicht mehr das „ganz Andere“ ist die Frau für den Mann, denn sie steht neben ihm als Kamerad, als Freund — als Mitmensch. Gewiß ist sie sachlich geworden, gewiß kennt sie sich in der Welt aus — aber sollte nicht durch das allgemein menschliche Element, das sich ihrem Wesen als etwas Neues hinzusetzt, jene Kraft des „Hingeziehens“, die Weiblichkeit, wertvoller und echter, vor allem aber zeitlich ungebundener werden als durch den „Jugend-Zauber“ von früher?

Der neue Hut für Herbst und Winter.

Eigentlich tauchte er schon schüchtern auf, als man, noch sommerlich „behütet“, aus den Ferien heimkehrte, der Hut für den Herbst. Aber die sommerwarmen Temperaturen dieses Jahres haben dafür Sorge getragen, daß sich das Interesse für die Herbst- und Wintermode etwas hinausgeschoben hat. Jetzt aber, da der Monat September vorüber ist und wir nun doch mit unabänderlicher Sicherheit in den Herbst hinübergleiten, steht die Modefrage für die kommende Winteraison aktuell. Und wir schauen uns fragend um, was die „Behüter“ der Frauen, die genialen Schöpfer der neuen Hutmodelle, uns Neues zu zeigen haben?

Der Herbst wird zunächst wieder im Zeichen der Kappe stehen. Dunklere Farben, jedoch mit hellen Variationen und sehr farbenfreudigem Aufputz, warten darauf, seitlich kühl über hübsche Pubisöpfe gezogen zu werden, und zwar möglichst so kühl, daß das rechte Auge fast verschwindet. Als Material wird überwiegend Filz und Samt verarbeitet. Da ist zunächst die glatte, schlichte Filzkappe, die zum Kostüm oder zum Mantel am Vormittag getragen wird. Kombinationen von zwei Farben geben der Kappe ein belebtes, flottes Aussehen. Ein paar Vorschläge: Dunkelblau mit

feuertoten Streifen abgesetzt, auch rote Filzstreifen in Schleifenform aufgesetzt. Oder: Braun mit korallenrot oder beige verarbeitet. Oder: Schwarz mit weiß, grau oder einer bunten Farbe.

Neben Filz Samt. Und dazu neu ausfinden die Feder. Für die Filzkappe die kleine Federpoche, hellfarbig eingefärbt. Daneben: Die Samtkappe in eleganter Ausführung. Turbanartig, hinten oder seitlich Schleife oder Flügel. Oder Reiterfedern, dem Samt gleichfarbig. Eine neue Form der Samtkappe scheint sich vorzubereiten, eine längst verschwundene Form der „Behütung“, das Barott. Dazu ein Aufputz von kleinen Straußenfedern.

Neben den Kappen zeigt sich der Hut. Aber auch hier kleine Fassons, durchweg flache Köpfe, kleine Krempen. Auch die Hüte werden sehr schräg getragen, ähnlich, wie es schon im Sommer Mode war. Auch hier viel Samt, Federn und ein wenig Pelzaufputz.

Der Schleier steht sich zum Hut wie zur Kappe immer mehr durch. Seine Wichtigkeit ergibt sich aus der Art, den Hut bzw. die Kappe zu tragen. Dadurch, daß die „Behütung“ über das eine Ohr und Auge tief herabgezogen wird, liegt die andere Hälfte des Kopfes, also auch das Haar sehr frei und ist, besonders im Herbst, dem Wind ausgelegt. Um dem unvermeidlichen Zerzausen entgegenzukommen, wird über das Haar der Halbschleier gebunden, ehe die Kappe darübergezogen wird. Der Schleier ist sehr leicht, nur am unteren Rande befestigen ihn einige Chenille-Tupfen, die man von fern gesehen für Schmuckpflasterchen halten könnte.

Exprobt und bewährt!

Will man Ränder oder Flecke aus polierten oder gebleichten Möbeln entfernen, so rührt man aus Öl und Salz einen Brei an, den man auf die betreffenden Stellen aufträgt. Ist das Öl eingezogen, so entfernt man mit einem Lappen das Salz, reibt mit Petroleum nach und poliert das Ganze mit einem weichen Wolltuch.

Hartgewordene Fensterleder werden wieder weich, wenn man sie einige Stunden in Salmiakgeist-Wasser legt. Mischung: auf 4 Liter Wasser 4 Eßlöffel Salmiakgeist. Im halbfeuchten Zustande muß man sie geschmeidig reiben.

Uble Gerüche aus Steingutgefäßen entfernt man durch Auspülen mit Salzsäure (Gift) oder, wenn man diese nicht im Hause haben will, durch Auspülen mit einer Lösung von übermanganäurem Kalk.

Der Jugendfreund.

Das Affchen TSCHIMBI und seine Spieldose

Vor einigen Jahren, so erzählte wieder einmal der Schiffarzt Doktor Steffens — „war ich von einer Filmgesellschaft angeworben worden, die im Inneren Afrikas Aufnahmen von wilden Tieren machen wollte. Es gab nämlich damals bei den Regern eine ganze Reihe von Seuchen und ich nahm für ein schönes Stück Geld diesen Posten an, um für die Gesundheit der Expeditionen zu sorgen.

Nun hatte unser Kameramann irgendwo unterwegs von den Schwarzen ein kleines Meerkatzen-Affchen gekauft, das ihn überaus liebte und stets auf seiner Schulter saß. Es hatte schöne, braune Augen und turnte so blitschnell an Fred, dem Filmoperateur, oder im Lager herum, daß wir unser helles Vergnügen hatten. Aber auch manchen Streich verübte es. Erwischte Tschimbi eine hohle Nuss, so warf es uns diese auch todsicher jeternd an den Kopf.

War Tschimbi einmal in läble Laune geraten, dann brauchte man ihm zur Beruhigung nur eine der kleinen Spieldosen zu geben, die wir als Geschenke für die Regier mitgenommen hatten. Die drehte er dann immerzu, und die Musik beruhigte und erfreute ihn wohl sehr. Aber auch später, als er die Dose schon ruiniert hatte und längst kein Ton mehr herauskam, werfelte er noch immer daran herum mit einem Riesenvergnügen, das uns alle zum Lachen brachte.

Wir fanden nun westlich vom Tugwe-Fluß, und die Schwarzen versprachen uns an eine Felsenhöhle zu führen, wo ein Löwenpaar haufen sollte. In einem hohen Baum bauten wir dem Kameramann einen Sitz, und der Aufnahmeapparat wurde dort befestigt. Dann stieg Fred in das Gesezweige, und wie stets saß Tschimbi auf seiner Schulter. Bald ging unsere Schützenkette gegen die Höhle vor, um die Löwen mit blinden Schüssen herauszutreiben. Natürlich waren wir auch mit scharfen Patronen ausgerüstet für den Fall, daß die Raubthiere uns angreifen würden.

Kaum hatten nun unsere Leute mit ihrem Geschrei und den blinden Schüssen begonnen, als ein mächtiger Löwe aus der Höhle trat und sich, da er die vielen Menschen sah, wieder zurückziehen wollte. Dann aber wandte er sich zur Seite und ging langsam, widerwillig über die freie Steppe, gerade an dem Baum vorbei, von dem aus Fred die Aufnahme sehr schön drehen konnte. Ja aber, wo war nur der zweite Löwe geblieben? Wir folgten dem ersten, um ihn weiterzutreiben, und riefen dem Kameramann zu, noch oben zu warten; doch als wir etwa dreihundert Meter weit entfernt waren, stand plötzlich Fred blutend und erschunden vor uns und bedeutete uns, daß er um ein Haar dem Tode entgangen sei! Er wollte nämlich unvorsichtigerweise eben vom Baum klettern, als er gewahrte, daß ein zweiter Löwe, wohl das Weibchen, unweit vorüberzöge. In seiner Überraschung ließ der Mann den Ast los und purzelte hinunter. Er sah noch, wie der Löwe darüber, wohl selbst erschrocken, einen mächtigen Satz rückwärts tat, dann ließ Fred um sein Leben. Das hohe Steppengras verbarg ihn, und nun war er glücklich bei uns. Aber die Kette von Tschimbi war bei seinem Sturz gerissen, und das arme kleine Affchen saß entsetzt noch im Baume, aber es war gar schon vom Löwen gefressen worden.

Wir sammelten sogleich unsere Leute und gingen zum Baum zurück, in dem ja auch noch unser Aufnahmeapparat festgemacht hing. Wirklich lag die Raubkette dort im Schatten. Manchmal starrte sie brüllend ins Gesicht, dann biß sie in die Rinde und versuchte sich hinauf zu schwingen.

Jetzt gewahrte sie uns und wandte sich brüllend um. Von allen Seiten schrien wir sie an, knatterten ihm unsere blinden Schüsse entgegen. Langsam und grollend zog sich nun Frau Löwin zurück, die offenbar keine Lust hatte, den Kampf mit uns aufzunehmen.

Nun sahen wir den armen Tschimbi. Seine gerissene Kette hatte sich in den Zweigen verhaßt, weshalb er seinem

Herrn nicht folgen konnte. Vor Angst schienen seine Augen doppelt so groß, und er drehte wie verrückt, immerzu freischend und hoch aufsprühend, an der Kurbel unseres Aufnahmeapparates herum. Wahrscheinlich dachte er seine geliebte Spieldose vor sich zu haben, die ihn doch sonst immer so beruhigte. Wir befürchteten, daß er den ganzen Filmapparat laputtgemacht hätte, und es kostete uns viele Mühe, das völlig verlorne Affchen endlich von seinem Sitz herunterzubringen.

Als dies geschehen war, sahen wir, daß Tschimbi auf seiner vermeintlichen „Spieldose“ in seiner Angst und Berzweiflung nicht weniger als vierhundert Meter Film abgedreht hatte.

Wer beschreibe aber unser Erstaunen, als Fred eine Stunde später ganz aufgeregt zu uns gelaufen kam und uns



Vor Angst schienen seine Augen doppelt so groß, und er drehte wie verrückt, immerzu freischend, an der Kurbel des Aufnahmeapparates.

lachend zuzieh, daß nicht nur seine Aufnahmen vorzüglich erhalten seien, sondern daß auch ein längerer Bildstreifen da wäre — den er gar nicht gedreht hatte! Es war das nämlich der interessante Augenblick, wie die Löwin sich brüllend am Baum aufrichtete, in den Stamm biß und sich hinaufschwingen wollte, was ihr nicht gelang. Die Linse der von Fred bereits eingestellten Kamera war ursprünglich auf den ersten Löwen gerichtet, durch die Erschütterung aber, als Fred vom Baume fiel, hatte sich wahrscheinlich der Apparat und damit auch das Objekt verschoben. Und niemand anders als Tschimbi war es schließlich gewesen, der in Furcht vor der zweiten Raubkette diese Szene heruntergedreht und seinen Herrn so erlöst hatte.

Daß das Affchen nun noch mehr von uns verwöhnt wurde, werdet ihr euch wohl denken können. Freilich seine plötzlich erwachte Vorliebe statt an der Spieldose jetzt lieber immer an der Kamera herumzudrehen zu wollen, konnten wir ihm nicht mehr gestatten, was ihm manchen Ärger bereitete. Der von ihm in seiner Angst gedrehte Bildstreifen wurde vor einigen Jahren in dem afrikanischen Reisefilm auch in Europa vorgeführt, wo er ebenfalls vielen Beifall fand. Freilich ohne daß die Zuschauer ahnten, daß Tschimbi dabei unser unfreiwilliger zweiter Kameramann gewesen war.

Somit hätte es doch heißen müssen: „Ausnahmeleiter Tschimbi.“

Haus, Hof und Garten.

Des Gärtners Tagewerk im Oktober.

In der Regel beschert uns der Oktober zu Anfang noch sonniges, mildes Wetter, Tage der Lust und Sonne, womit die warme Jahreszeit auf lange Frist von uns Abschied nimmt. Noch einmal schmückt die Natur die weiten Hallen des Hochwaldes in den buntesten, durchweg melancholischsten Farben, als empfinde sie selbst die Stunde des Abschiedes, die mit dem allgemeinen Laubfall beginnt. Noch wollen wir die schönen Tage voll und ganz genießen und uns erfreuen an der im Sonnengolde erglänzenden Landschaft, die in der klaren Luft schier endlos vor unseren Blicken sich ausdehnt. Bald steigen immer dichter und feuchter die Nebel aus den Talgründen empor und immer rauher bläst der Wind. Mit Regen und Schneegestöber meldet sich bereits der Spätherbst an.

Das unfreundliche, kühlere Wetter, das sogar schon leichte Nachtfröste bringt, darf uns keineswegs ängstlich machen und bestimmen, schon gleich bei der ersten kalten Nacht das Gemüse bergen zu wollen, denn die Oktoberfröste sind nur leichter Natur. Das meiste Gemüse kann bis in den November hinein im Freien bleiben, wo es besser aufgehoben ist und weniger Schaden erleidet, als in den oft unzulänglichen Überwinterungsräumen.

Im Obstgarten steht die Ernte der späten Apfel- und Birnsorten bevor. Aber auch sie schiebe man so lange hinaus, als es die Witterung erlaubt. Ein recht vorzügliches Pflichten ist nötig, wobei jede Verletzung und Druckstelle zu vermeiden ist, da hieron die Haltbarkeit des Obstes abhängt. Wenn ein besonderer, passender Raum für die Lagerung der Winteräpfel nicht zur Verfügung steht, wickelt man sie in sauberes Papier ein und packt sie, in Torfmüll gehüllt, in eine Kiste, die in einem kühlen Ort aufbewahrt wird. Hier halten sie sich recht lange tadellos.

Der Herbst ist unstreitig die geeignetste Pflanzzeit für junge Obstbäume und Beerensträucher. Geschieht sie von Mitte Oktober ab, dann bewurzeln sie sich und überdauern den Winter entschieden besser als zu spät im Herbst gepflanzte Gehölze.

Sobald das Laub von den Bäumen abgefallen ist, kann mit der Baumpflege begonnen werden. Haben sich Blütläufe angeheftet, so behandelt man sofort die befallenen Stellen mit einer Isopropyligen Karbolinsäurelösung. Bei älteren Bäumen sind die abgestorbenen Rindenborken vorher zu entfernen. Die bei der Ernte festgetretenen Baumscheiben sind auszulodern. Bei den jungen Bäumen werden die Wädhle und Baumwunden nachgesehen und wenn nötig gegen die Herbstwürmer geschützt.

Eine der wichtigsten Arbeiten, die nicht versäumt werden darf, ist das Anlegen von Leimringen, namentlich bei Birnen und Kirschen um die Stämme, sowie die vorhandenen Wädhle. Man benutzt dazu einen recht lange klebfähig bleibenden Leim.

Der Gemüsegarten wird in rauher Scholle umgegraben. Das Gemüse wird erst in die Winterräume oder Kisten gebracht, wenn anhaltende kältere Ralte in Aus-

sicht steht. Nur an trockenen, möglichst frostfreien Tagen, wenn das Gemüse selbst trocken und der Boden nicht feucht ist, erntet man. Zuerst werden die Wurzelgemüse ausgegraben und vorläufig einige Tage auf Haufen zum Abtrocknen gelassen. Kleinere Mengen schlägt man im Keller in feuchten Sand ein, größere Vorräte kommen in Erdgruben. Vorher wird das Kraut bis auf die Herzblätter entfernt.

Zuletzt, wenn es kälter geworden ist, wird der Kohl geborgen. Man schlägt ihn in 30 Zentimeter tiefe Gräben mit den Strünken nach oben ein und legt mit zunehmender Kälte noch Laub und Stroh oben auf. Auch in der Entwicklung befindlicher Wirsing kann unbedenklich auf den Beeten stehen bleiben. Auch Kohlkohl halten normale Winter im Freien aus. In rauher Lage indessen wird man sie immerhin einschlagen müssen.

Anfangs des Monats kann noch Feldsalat und Spinat für den Frühlingsverbrauch ausgesät werden. In milden Tagen setzt man die Adventskohlplantzen, die meist tadellos im Freien durch den Winter kommen. In rauhen Tagen müssen sie indessen in einem kalten Kasten eingeschlagen werden. Man pflanzt sie im zeitigen Frühjahr an Ort und Stelle.

Das Spargelkraut wird nunmehr abgeschnitten und verbrannt, wenn es nicht als Düngematerial verwendet werden soll.

Als letzte, aber sehr wichtige Arbeit, ist das Umstürzen des Landes in rauher Scholle vorzunehmen, damit das Erbreich mit der Winterfeuchtigkeit vollständig getränkt wird und der Frost tief in die Erde eindringen kann. Eine große Menge schädlicher Insekten werden dabei vernichtet. Da der Frost alle Schollen zersprengt, wird der Boden außerordentlich locker und mürbe, ein Vorteil, der nicht hoch genug zu schätzen ist. Der Teil des Gemüsegartens, der im nächsten Jahre die stark zehrenden Gemüse, wie Kohlgemüse, Frühkartoffel, Sellerie, Salat, Spinat u. a. aufnehmen soll, ist bei dieser Gelegenheit kräftig mit Stallmist zu düngen.

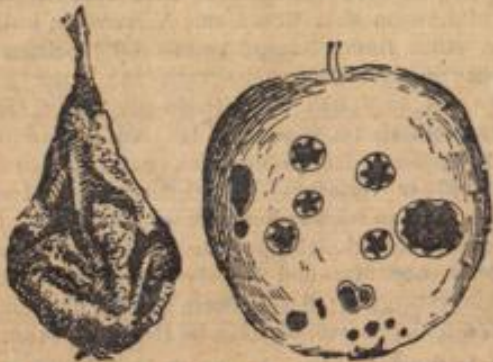
Auch im Ziergarten muß Ordnung geschaffen werden. Noch steht der Blumenschmuck zur Freude seines Besitzers in vollem Flor. Neben Dahlien dominieren Chrysanthemen und Astern in den mannigfaltigsten Farben. Aber schon der erste Frost bereitet den blütenreichen Dahlien und anderen Herbstblumen ein jähes Ende. Das Kraut wird dann handhoch abgeschnitten und die Knollen, sowie die der Ranna und Begonien, nimmt man an einem trockenen Tage aus dem Boden und bewahrt sie im Keller auf. Auch die Topfgewächse werden eingeräumt, während Kübelpflanzen, wie Lorbeer, Eononymus und Oleander noch einweisen im Freien bleiben. Tritt unerwartet starker Frost ein, so legt man sie um und bedeckt Kübel und Pflanzen mit Säcken.

Gepflanzt werden anfangs Oktober Maiblumen, verschiedene Blumenzwiebeln, wie Krokus, Schneeglöckchen, Hyazinthen, Tulpen, Narzissen und Scilla. Auch für Stauden, Rosen und Ziersträucher ist jetzt die beste Pflanzzeit.

Eine folgenschwere Krankheit des Kernobstes.

Der Schorf (Fusicladium).

Von dieser oft verheerend auftretenden Krankheit werden Apfel- und Birnbäume in feucht warmen Sommern heimgegriffen. Schon die jungen Blätter der Apfelbäume befallen der Pilz. Es entstehen zunächst an der Oberseite schwarzgrüne Flecken, die sich bald vergrößern und zusammenlaufen, und später bräunlich und misfarbig werden. Die assimilierende Tätigkeit der Blätter wird dabei stark beeinträchtigt. Bei übermäßigem Befall werden sie schon frühzeitig abgestoßen. Auf den Früchten entstehen ähnliche



Flecken wie bei den Blättern (siehe Abbildung). Die Früchte bleiben in der Entwicklung zurück, werden fleckig und unappetitlich, schmecken bitter und sind fast ungenießbar. Auf den jungen Trieben verurteilt der Pilz eine blasenförmige Rinde, den sogenannten Grind, der die Zweige vertrocknen läßt. Bei den Blümbäumen tritt der Pilz unter ähnlichen Erscheinungen auf. Auch hier werden Blätter, besonders deren Unterseite, Früchte und Triebe befallen. Die jungen Zweige werden meist früher heimgegriffen als die der Apfelbäume. Oft sind die Zweige wie mit einer schwarzen Kruste überzogen. Auf den Früchten entstehen schon frühzeitig die Pilzflecken, die sich oft über die Hälfte der Oberfläche ausbreiten (siehe Abbildung). Die Früchte entwickeln sich nicht weiter, verkrüppeln und bekommen tiefegehende Risse. Sie sind völlig wertlos.

Eine Bekämpfung dieser Krankheit ist, wenn sie erst in Erscheinung tritt, vollständig unmöglich. Wir können sie nur durch Vorbeugungsmaßnahmen am Auftreten verhindern. Bei leichtem Befall kann dies durch wiederholtes Besprühen mit Kupferkalkbrühe ermöglicht werden. Zunächst spritzt man beim Öffnen der Knospen mit einer einprozentigen Lösung, zum zweiten Male unmittelbar nach der Blüte. Nach Verlauf von 2 bis 3 Wochen ist ein drittes Besprühen nochmals nötig. Herrscht feuchtwarmes Wetter, so ist es ratsam, noch öfters immer mit derselben Zulammensetzung der Lösung zu spritzen. Ohne großen Einfluß auf die Schorfkrankheit ist das Besprühen der Bäume mit Obstbaumkarbolin. Wesentlich für den Befall ist der Gesundheitszustand der Bäume, gut gedüngte sind widerstandsfähiger als schlecht ernährte, hungernde. Unter den Birnbäumen gibt es eine Anzahl Sorten, die für den Schorf sehr empfänglich sind. Dazu ge-

hören: Winter-Dechantsbirne, Liegels Winterbutterbirne, Holzfarbige Butterbirne u. a. Solche Sorten sollte man am besten ohne Zögern mit Sorten, die in den betreffenden Gegenden frei von Schorf sind, umpflücken. B. C.

Was beim Setzen eines Baumes besonders zu beachten ist.

Von Mitte Oktober ab muß an das Pflanzen der Obstbäume gedacht werden. In der Regel ist das Holz zu dieser Zeit gut ausgereift, und die Bäume sind ohne Blätter. Das ist sehr wichtig, da alle Gehölze nicht in belaubtem Zustande verpflanzt werden dürfen. Die Blätter würden dann mehr Wasser verdunsten, als durch die gekürzten Wurzeln zugeführt werden könnte. Das Eingehen des Baumes wäre notgedrungen die Folge.

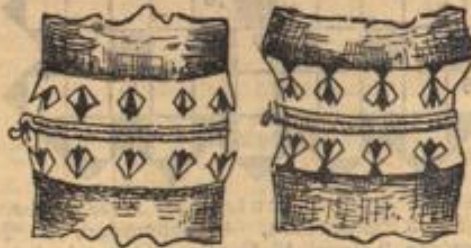
Beim Ausheben der Pflanzgrube wird häufig der Fehler begangen, daß sie in ihrer Tiefe und ihrem Umfange zu gering bemessen wird. Sie muß unbedingt 60-70 Zentimeter tief und 1 Quadratmeter im Umfang angelegt werden. Dabei wirft man die obere Erdschicht auf die eine Seite, der rohe, unsortierte Boden auf die andere Seite. An seiner Stelle wird gute Gartenerde, die man mit Kompost- oder Mistbeeteerde und etwas Torfmüll vermischt, zum ausfüllen der Grube verwendet. In so vorbereiteter, an Nährstoffen reichem Erde zeigt der Baum bald sein Wohlbehagen durch ein üppiges Wachstum.

Vor dem Pflanzen des jungen Baumes sind die beim Ausheben oder beim Transporte verletzten Wurzeln mit einem scharfen Messer (Schnitt nach unten gerichtet) glatt zu schneiden. Zu lange Wurzeln, die beim Setzen hinderlich sind, können entsprechend gekürzt werden. Beim Setzen selbst ist zunächst darauf zu achten, daß der Baum nicht zu tief zu stehen kommt. Namentlich darf beim Zwergobst unter keinen Umständen die Veredelungshöhe in die Erde kommen. Der Edling würde in diesem Falle Wurzel schlagen, und die Unterlage mit der Zeit ausschalten. Die weitere Folge wäre ein mächtiger Holztrieb auf Jahre hinaus ohne Bildung von Fruchtholz. Es ist ein Höherstehen des Baumes keineswegs nachteiliger als ein zu tiefes Setzen, zumal der Boden selbst sich bald senkt.

Das Wurzelwerk des Baumes muß gut eingebettet werden, keineswegs dürfen die Wurzeln hohl liegen. Zu diesem Zweck werden die Wurzeln mit einer Kanne Wasser eingeschlämmt, so lange die Pflanzgrube noch nicht vollständig zugeworfen ist, damit das Wasser voll und ganz den Wurzeln zugute kommt. Es wäre eine große Gefahr für den Baum, wenn die Bewässerung vollständig unterbliebe, da der Boden in diesem Jahre durch tropische Hitze um diese Zeit bis in die Tiefe ausgetrocknet ist. Zudem wird das Wurzelwerk durch die Feuchtigkeit zur Bildung neuer Wurzeln in großer Menge angeregt und entwickelt sich so günstig, daß es den Winter gut überdauert. Im Frühjahr ist es dann imstande, den jungen Baum schon frühzeitig mit Nahrung zu versehen, so daß er bald ein freudiges Wachstum zeigt. Unterbleibt das Einschlämmen, oder wird der Baum erst gegen Ende des Jahres gepflanzt, so kann er unmöglich noch anwachsen, die Wurzeln ruhen dann leblos im Boden. In diesem Falle ist es besser, besonders auch in rauher Lage, die Pflanzung bis zum Frühjahr zu verschieben. Nach dem vollständigen Zuerwerfen der Pflanzgrube wird sie mit kurzem Mist oder Torfmüll handhoch abgedeckt um ihr die Feuchtigkeit zu erhalten, und die Wurzeln vor Frost zu schützen.

Wie läßt sich die Fruchtbarkeit der Obstbäume erzwingen?

Die Fruchtbarkeit der Obstbäume kann durch verschiedene Ursachen beeinträchtigt werden. Klima, Lage, Bodenverhältnisse spielen dabei eine wesentliche Rolle. Es ist selbstverständlich, daß erst die Ursache festgestellt werden muß, bevor Abhilfe geschaffen werden kann. Nicht selten liegt es auch am Baume selbst, wenn er nur zu wenig oder gar nicht tragen will. Dann steht er mitunter auf zu fettem, nahrhaftem Boden, oder in der Nähe von stark gebüngten Gemüsheeten oder einer Spargelanlage, wo seine Wurzeln



fortgesetzt reiche Nahrung finden. Infolgedessen entwidelt er Triebe auf Triebe und treibt, wie der Gärtner sagt, mächtig ins Holz. Dagegen legt er keine Blütenknospen an und bleibt unfruchtbar. Dilemma! Wieverhältnis kann jedoch durch äußere Eingriffe abgeholten werden. Ein einfaches Mittel, die Fruchtbarkeit zu erzwingen, ist das „Aderlassen“, wobei Stamm und Äste etwas tiefer als beim Schröpfen geritzt werden. Beim Steinobst hat sich das Abstechen einzelner Wurzeln im Sommer gut bewährt. Jüngere Bäume können durch Verpflanzen mit gutem Wurzelballen Anfang des Herbstes zu dauernder Fruchtbarkeit gebracht werden. Der Obstzüchter B. Poenide hat einen 10 Zentimeter breiten Zinkblechstreifen, den sogenannten Fruchtgürtel (siehe Abbildung links), erfunden, der an den Rändern eigenartige Einschnitte aufzuweisen hat. Er wird in etwa 10 Zentimeter Höhe um den Stamm gelegt und durch einen Draht festgehalten. Dadurch wird eine Saftstauung hervorgerufen. Davon wird zwar der aufsteigende Saft, der die von den Wurzeln aufgenommenen, rohen Nährstoffe trägt, nicht betroffen, dagegen wird der absteigende Saft, der die von den Blättern hergestellten Erzeugnisse (Stärke usw.) enthält, von dem einschnürenden Fruchtgürtel aufgehalten. Eine mullförmige Verdickung des Stammes über dem Gürtel (siehe Abbildung rechts) ist die Folge. Dadurch kommen die Nährstoffe den oberen Ästen des Baumes zugute und werden hier zur Bildung der Blütenknospen und des Fruchtholzes verwertet. Der Baum wird daher fruchtbar. Nun wird der Fruchtgürtel, der ja seinen Zweck erfüllt hat, abgenommen und kann anderweitig verwendet werden.

Notbehelfe in der Düngung.

Immer mehr kommen wir in die unangenehme Lage, keinen Stallmist zur Düngung unseres Gartens zur Verfügung zu haben. Das Auto verdrängt immer mehr die Pferde und so wird, namentlich in der Stadt, der Stalldünger selten. Es ist schwer, einen gleichwertigen Ersatz dafür zu erhalten. Vielfach glaubt man mit künstlichem Dünger auszukommen, macht dabei jedoch den großen Fehler, daß man nur Ammoniak oder Kalk anwendet, also einseitig düngt. Abgesehen davon muß man bedenken, daß sehr bald der Humus im Boden schwindet, jene kleinen Pflanzenreste, die die Ernteisken voneinander trennen, den Boden lockern, ihn mull und mürbe machen. Die Folge davon ist, daß sich diese Ernteisken immer in größerem Umfange zusammenlagern, so daß der Boden fest und klobig wird. Weder Luft noch Feuchtigkeit können dann eindringen. Eine Gefahr für die Bodenbakterien, die den Wurzeln die Nahrung vermitteln, steht bevor. Auch sie müssen zu Grunde gehen, weil es ihnen an Sauerstoff zur Atmung fehlt. So wird auch der fruchtbarste Boden bald zu Odland, auf dem kaum noch etwas zu gedeihen vermag.

Darum müssen wir uns nach einem Ersatz für den Stalldünger umsehen, in erster Linie nach irgend einem Lockermittel des Erbreiches, das auch in verhältnismäßig kurzer Zeit den schwindenden Humus des Bodens zu ersetzen vermag, und die Tätigkeit der Bodenbakterien aufrecht erhält. Der Landwirt greift vielfach zur Gründüngung seines Bodens. Er pflügt Lupinen, Jottelwiese, Saaterbse u. a. unter. Im Garten wird man kaum eine solche Düngung in größerem Maße aus Vornahme für die Anzahl der erwünschten Pflanzen durchführen können.

Es bleiben uns somit nur Kompost und Torfmüll als Notbehelfe übrig. Leider muß man die Tatsache feststellen, daß die Bedeutung des Kompostes noch viel zu gering eingeschätzt wird. Viele können sich nicht entschließen, einen Komposthaufen in irgendeinem verlorenen Winkel des Gartens anzulegen. Hier können doch alle möglichen Pflanzenreste, besonders im Herbst abgelagert werden. Vermischt man die einzelnen Schichten mit angelöschtem Kalk, dann wird die Zersetzung wesentlich beschleunigt. Bereits nach einem Jahre kann der Kompost auch in halbfertigem Zustande unbedenklich verwendet werden. Kennenswerte Dienste leistet uns die Komposterde nach 2-3jähriger Lagerung in vieler Beziehung. Vor allem zur Herrichtung von Saatbeeten, wo sie mit der oberen Schicht vermengt wird, leistet die Komposterde gute Dienste. Die Aussaaten gehen darin, besonders wenn sie regelmäßig feucht gehalten werden, gleichmäßig und rasch auf. Ein Verkrusten des Bodens ist ausgeschlossen. Auch bei Kissenansaat ist es rasch, die flachen Furchen mit Komposterde auszufüllen. Insbesondere sollte man alle Stoppflanzen in Komposterde setzen. Blumenkohl wird außerdem mit solcher angehäufelt und die Bohnen, namentlich bei schwerem Boden, darin eingebettet, um dem Keimling das Durchbrechen der Erde zu erleichtern. Mit Komposterde kann jeder leichte Sandboden verbessert werden, den sie wasserhaltend und bindig macht. Darum lege man unbedingt einen Komposthaufen an. Er ist die Spatbüchse des Gartenbesizers.

Endlich haben wir in dem Torfmüll einen, wenn auch nicht vollwertigen Ersatz für den Stallmist, da er keinerlei Nährstoffe besitzt. Sein ganzer Wert besteht darin, daß der Boden gelodert wird, und in der Lage ist, die Feuchtigkeit aufzuspeichern. Besonders für den leichten Sandboden leistet er in dieser Beziehung gute Dienste. Durchtränken wir den Torfmüll mit vergorener Jauche oder vermischen ihn mit künstlichem Dünger, wozu sich der Volldünger Alberts Gartendünger, Marke AG, vorzüglich eignet, so haben wir einen guten Ersatz für Stallmist. B. C.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 270.

Sonntag, 2. Oktober

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



28. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Rächelnd gehorchte der Duke.

Sie blickten alle auf seine Hände — und sie sahen alle, wie der edle Stein sich ein wenig senkte — indessen die kleineren Brillanten und die Rubinen sich mit ihren Fassungen ein wenig hoben — die beiden scheinbar unlöslichen Hälften des Medaillons trennten sich — und ein Zettel, der genau die Form des Schmuckstücks hatte — nur ein wenig kleiner — fiel in den Schoß des Herzogs.

Unwillkürlich ließ er den Finger von dem Diamanten abgleiten — im selben Augenblick schloß sich das Medaillon. Es blieb nicht die geringste Spur sichtbar, die darauf deutete, daß es sich öffnen und schließen ließ.

Sie waren alle stumm, bleich — überrascht, als ob sie einen Spuk erlebten.

Google aber griff vorsichtig und mit sicherer Hand den Zettel auf.

Er war mit feinen, doch wohl lesbaren, sehr wenig verbliebenen Schriftzügen bedeckt.

„Ich, Francois, regierender Herzog von Arles, bekenne“, las der Herzog in dem Französisch jener Zeit, das altmodisch und feierlich klang, den Anwesenden vor — „daß ich meinen jüngeren Sohn nur auf Drohen und Drängen meines Sohnes Francois und dessen Tochter Sibylle zum Schein enterbte. Das Testament ist ungültig. Das rechte liegt im Geheimschrank meines Schreibpultes in meinem Arbeitszimmer auf Schloß Dignecourt.“

„Also doch!“

Der Herzog sah mit einem Ausdruck unendlicher Überraschung von einem zum anderen.

„Das hätte ich nie — nie für möglich gehalten!“

„Und wo liegt Schloß Dignecourt?“ fragte Brigitte, die als einzige die Wendung der Dinge durchaus ihren Erwartungen entsprechend fand.

„Es gehört mir nicht. Ich werde es kaufen müssen. Der Staat wird mir keine Nachforschungen gestatten. Es liegt in der Bretagne. Jener Vorfahre ist dort gestorben. Er vermachte es seiner Tochter Sibylle zum Nießbrauch — und sie...“

„Oh, diese edle Dame glaube ich zu kennen... Welche ein abscheuliches Wesen sie hat! Ist sie nicht die Erbauerin dieses Schlosses?“

„Des Schlosses? Nein! Das ist älter. Aber vielleicht des Bibliothekenbaues — und sicherlich des Turmes mit diesem geheimnisvollen Zimmer, das kein Mensch kannte.“

„Glauben Sie mir, Duke“, rief Brigitte, „die hat ge-

wußt, was sie tat. Der Herzog von Arles sagte: Dies Gemach birgt eine alte Schuld — und ich will sie sühnen. Ich bin fest überzeugt, daß diese Dame Sibylle in diesem Raum das sie kompromittierende Dokument verborgen hat...“

Holm, dem die Vertraulichkeit seiner jungen Tochter mit einer nur noch in Halluzinationen greifbaren Persönlichkeit nicht angenehm war, unterbrach sie.

„Aber Gitta — warum hat sie es nicht einfach verbrannt?“

Einen Augenblick stutzte das Mädchen.

Dann antwortete sie prompt:

„Sie hat das Geheimschrank nicht finden können — darum hat sie den ganzen Schrank hierher schaffen lassen. Laßt uns doch gehen — wir müssen noch einmal gründlicher suchen.“

„Gitta“, sagte Holm, „wir hatten die Absicht, andere Dinge mit dir und Clifford zu besprechen.“

„Ja, ja — Vater — gewiß — nachher“, wehrte die harmlose Brigitte ab. „Ich will all die Sorgen, Ängste und Unbequemlichkeiten der letzten Wochen — und dieser furchtbaren letzten Tage — nicht umsonst durchgemacht haben. Und mein Traum? Vater, sagte Mutter nicht, daß in ihrer Familie manchmal so etwas wie nordische Hellscherei vorgekommen sei? Ich glaube, ich habe etwas davon geerbt. Es scheint aber bei mir nur zu funktionieren, wenn ich ordentlich ausgehungert bin“, fügte sie vergnügt und mit überlegener Selbstironie hinzu.

„Ich glaube wirklich, wir sollten gehen“, sagte der Herzog, der vor Aufregung zitterte.

Man fand sich im Turmzimmer zusammen.

Auch die Herzogin kam nach, obwohl sie zuerst abgewehrt:

„Ich habe nicht den geringsten Glauben an die Sache.“

Aber Brigitte hatte sie so groß und verwundert angesehen, daß sie sich ihres Unglaubens fast schämte.

Vor den allerdings nur gemalten Augen der längst verbliebenen Sibylle von Arles — „seht, wie sie sich glistet“, rief Brigitte vergnügt-boshaft — wurde der Schrank von allen Seiten beklopft und untersucht.

„Rechts hat er gesagt — aber da ist nichts zu finden. Vielleicht hat er sich in der Seite geirrt. Wir wollen nun einmal links versuchen“, machte Brigitte nachdenklich.

Munter stellte sie alle an, ihr beim Ausframen der Schubladen behilflich zu sein — reichte Herrn, ihrem Vater, der Herzogin die Hände voll Kleinigkeiten hin.

„Nur alles auf den Liegestuhl“, sagte sie bald zu ihrem jungen Freund auf deutsch — bald auf englisch zu der Herzogin — bald, um ihn zu necken — auf französisch zu ihrem Vater, der, wie sie selbst, diese Sprache nur sehr mangelhaft kannte. Der Herzog aber blickte mit stummem Staunen auf den rührigen Anwalt, der seine verloren gegebene Sache in erster Stunde gefunden.

Ein Stuhl erregte Brigittes Neugierde. Sie erlaubte sich, es zu öffnen — und stieß einen leisen Schrei aus.

Auf blauem Samt lag ein Medaillon, dem ihren aufs genaueste gleichend, doch mit blauen Steinen, wie es das Ahnenbild in dem Schloß, fern in der Bretagne, und das Bild der Sibylle hier zeigte.

Sie staunten alle.

Aber der Herzog überlegte schnell.

„Ich stelle die Hypothese auf, daß das blaugesteinte Medaillon das ältere ist — dagegen das des Fräulein Holm insofern das echte, als es eben zur Benachrichtigung der Familie Goyne von dem Vorhandensein eines anderen Testamentes angefertigt wurde — und nach England gelangte. Dieses —“, und er drückte leicht auf den Solitär. „Ja, seht — dieses besitzt keinen so kunstvollen Mechanismus.“

„Ja, aber das Dokument — das Dokument“, machte die Herzogin ungeduldig, „alles ist doch Farce und ohne Sinn, wenn ihr es nicht findet.“

Brigitte und der Herzog sahen sich an.

In ihren Augen stand absoluter Glaube an ihre Sache.

„Geduld!“ mahnte der Herzog.

„Ich habe sie seit dreißig Jahren aufbringen müssen“, murmelte gereizt die Herzogin.

Aber auch die linke Seite des Schreibtisches bot kein Anzeichen für ein verborgenes Fach. Man rückte den Sekretär von der Wand — beklopfte ihn Zentimeter für Zentimeter — oh, man hatte nicht umsonst die Polizei im Hause gehabt, man hatte ihr sogleich etwas abgekauft — Stunden vergingen über dem Werk.

Holm und die Herzogin hatten sich zurückgezogen und sahen nur zuweilen einmal nach den Übereifrigen.

„Es ist ja Unsinn, Brigitte — du machst dich nur krank“, knurrte Holm.

„Gib doch die Sache auf, wie du versprochen hattest“, fadelte die Herzogin. „Sie führt nur zu Unannehmlichkeiten — und wer garantiert, daß die Theorie von Fräulein Holm richtig ist?“

Man verläumte den Tee um dieser törichten Sucherei willen. Aber über Goyne und Brigitte war es gekommen wie ein Fieber, und Henry half aus Gefälligkeit und um den Zorn der Mutter zu mildern. Eine Sache, an der er sich beteiligte, hatte immer Aussicht auf ihre Billigung.

Als gegen Abend Graf Albert, der in Nizza gewesen war, zurückkehrte, fand er die Familie noch eifrig beim Durchstöbern des neuentdeckten „Erdrteiles“ — wie Henry es nannte.

Er ließ sich alles von der Herzogin erklären und erzählen — und wurde sogleich von dem Fieber und Such-eifer angesteckt.

Er nahm die auf dem einfachen Tische liegenden Dokumente und Papiere in Augenschein.

„An die hat noch keiner gedacht — und oft enthalten gerade die offen herumliegenden Schriftstücke die größten Geheimnisse“, plauderte er wichtig und interessiert, nicht ohne den Nebenzweck, Brigittes Aufmerksamkeit zu erregen (fabelhaftes Mädel, dachte er anerkennend, und viel hübscher als ich erwartet). „Ich habe einmal eine tolle Detektivgeschichte gelesen — wo ein Geheimer eine ganze Wohnung abgesehen hat — alle Möbel, jeden Quadratcentimeter Wand —, und was er suchte, lag offen und von niemandem beachtet in einem kleinen Zeitungsständer auf dem Schreibtisch.“

Henry fand diesen Gedanken reizvoll — und Seite an Seite mit dem Grafen suchte er die Papiere durch.

Es stellte sich heraus, daß es sich um alte Wirtschafts-dokumente handelte.

„Welch ein Geiztragen, diese Prinzessin von Arles. Sie hat jedes Huhn und jedes Ei buchen lassen — wahrscheinlich hat sie auch die Federn gezählt, die ihre Gänse verloren“, ironisierte Henry nach einer Weile.

„Und hier — hier — ist ein Verzeichnis von Möbelstücken. Hergeführt aus Schloß Dignecourt“, begann Graf Albert.

Mit einem kleinen Aufschrei stürzte Brigitte zu ihm hin.

„Oh — lassen Sie mich doch sehen . . .“

Und nach einer Sekunde —

„Herr Herzog — ich habe recht! Als erstes Stück: der Schreibsekretär des verstorbenen Herzogs von Arles.“

„Sie haben in der Tat ein wunderbares Ahnungs-vermögen.“

Goyne war ganz erschüttert.

„Ahnungsvermögen? Oh — ich kenne diese Dame Sibylle — voilà tout“, lachte Brigitte — aber es war ein Unterton von Ernst in ihren Worten.

Graf Albert, der unvermählt war (in der Tat, seine Liebe hatte bisher der Herzogin Ellen gehört; so kurz sie ihn gehalten: er betete sie an!), schaute dies Mädchen, von dem er schon so viel gehört, ehe er sie gesehen hatte, prüfend an.

„Daß diese Deutschen so viel Temperament besitzen“, wunderte er sich. „Sie ist zwar erst neunzehn — und ich habe die Fünfundvierzig überschritten. — Aber wenn Henry aus irgendeinem Grunde nicht gefallen sollte — dies Mädel — taufisch und voller guter Laune wie sie ist — nach dem, was sie durchgemacht hat — ich danke! Die könnte mich zur Ehe befehlen . . .“

„Nun wollen wir doch einfach den Schreibschrank auseinandernehmen lassen“, schlug Brigitte vor. „Auf die Weise dringen wir doch in alle Geheimnisse ein!“

Aber da war es ihr, als sähen sie die guten Augen des vor dreißig Jahren verstorbenen Herzogs so ernsthaft an wie diese Nacht — und mahnten sie zu Milde und Behutsamkeit.

Jim rief zum Diner. Brigitte lehnte ab.

„Ich soll heute ja doch noch wenig essen“, wehrte sie ungeduldig. „Laßt mich doch. Erst muß ich das Testament gefunden haben. Ich kann mich ja noch mein ganzes Leben satt essen.“

Holm schalt — die Herzogin kniff die Augen zusammen — dieses deutsche Mädchen schien doch recht primitiv in ihrem Denken und Empfinden und keineswegs schon vollständig Dame zu sein.

Goyne und Henry hielten. Graf Albert neckte.

„Laßt mich — laßt mich . . .“, wehrte Brigitte nervös. — „Jim, eine Tasse Blandor und ein Brötchen.“

Man ließ sie endlich gewähren.

Sie war eben noch angegriffen.

Als sie endlich allein war, setzte sich Brigitte auf ein Schemelchen, das man aus der Bibliothek hereinge-tragen, dicht vor den Schreibschrank, und überlegte.

„Irgendwo machen wir einen Denkfehler“, sagte sie sich. „Wahrscheinlich halte ich mich zu sehr an meinen Traum — in bezug auf das Medaillon hat er mir zwar die richtigen Tips gegeben — aber in bezug auf das Dokument braucht das keineswegs auch so zu sein.“

Sie rückte sich so, daß sie — bei dem herein-dämmern-den Abend, der mit rötlichem Licht den kleinen Raum erfüllte, Auge in Auge mit dem Porträt sah.

„Wir sind Feindinnen — du und ich“, sagte sie leise. „Ich weiß nicht, was mich treibt, diesem verrückten Herzog, der mich geraubt hat und mir so viel Unange-nehmes bereitet, zu dienen. Habe ich wirklich von eurem Blut in meinen Adern? Dann müßte ich doch auch dich verstehen können! — Sag' mir — hast du das Dokument verbrannt?“

„Du bist — übermüdet von dem langen Suchen — eingeschlafen und hast die Sache geträumt“, pflegte später Henry zu ihr zu sagen, wenn sie ihm — ihm als einzigen von allen Menschen — ihr Erlebnis erzählte; sie selbst indessen glaubte fest, gewacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ausschau halten . . .

Laß deinem Griesgram nicht den Willen
Verloren ist, wer sich verliert!
Sei stark, auch wenn im trauten, stillen
Durchwärmten Raum die Seele friert!

Sag Kampf dem müden Sichhingeben
Verzagtheit macht die Seele matt!
Mit beiden Armen greif ins Leben
Halt fest des Daseins Steuerrad.

Wenn trüber Schwermut Leidgestalten
Die Seele machen bang und müd —
Dann mußt du kämpfend Ausschau halten
Nach Freude, die im Sieg erblüht!

F. W. Niemeier.

Auf dem Münchener Oktoberfest.

Von Frigi Ertler.

Die Festhalle Schottenhamel ist gedrängt voll. Elektrisches Licht streut seinen hellen Glanz über frisches Tannengrün, über bunte Farben und Menschen aus allen Gauen Deutschlands, die sich hier zu froher Geselligkeit zusammenfinden, um wenigstens für Stunden die schweren Sorgen des Alltags zu vergessen.

An einem runden Tisch in der Nähe der Kapelle sitzen vier Herren in regster Unterhaltung: Zwei Münchener, ein Schwabe und ein Hamburger. Ein junges Ehepaar, das auf der Suche nach einem Plaze ist, bleibt vor dem Tische stehen. „Schuldigns, Herr Nachbar“, fragt der Ehemann, indem er leicht mit dem Zeigefinger an den Rand seines Hutes tippt, „is der Stui dort hintn no frei?“

„Gewiß“, entgegnete der Hamburger zuvorkommend, „aber leider nur noch dieser eine, die anderen wurden alle wegegeholt.“

„Dös macht nix, wenn nur mei Frau sich konn.“

Einer der Münchener, der inzwischen die junge Frau aufmerksam betrachtet hat, lacht verschmitzt:

„Wissns, Herr Nachbar“, sagt er dann, „mei Freund und i, mir ruden zjam, dann kann sich ihr Frauertl no auf unsern Stui sehn; mir drei magere Leut, mir ham scho Plaz. Auf de Weis könnas alle zwoa sich, denn Stui is ja doch soana mehr zum aufstehn. Sehn's Ihna nur her, Frauertl, i rud scho.“

„Dös hoas i amoi menschenfreundlich“, sagt der Ehemann boshaft und setzt sich auf den freigewordenen Teil des Stuhles, während er seiner Frau den leeren Stuhl gibt.

Der Münchener stößt seinen Freund lachend in die Seite: „Du, da bin i wieder amoi schön neigelaust“, sagt er.

„Gischicht dir ganz recht“, entgegnete dieser, „muast ja allerweil was Weibliches in der Näh ham; i bin froh, wenn i soane sieh. Ich bin und bleibe Junggeselle.“

Die kleine, hübsche Münchnerin lacht über das ganze Gesicht. „Warum“, fragt sie dann, „san Sie vielleicht ein Weiberfeind?“

„I scho i!“ entgegnet der Junggeselle grantig.

„Weiberl, a Maß März, aber gscheid eishenta!“ ruft der Ehemann der Kassierin zu.

„Jetzt, dean Standpunkt la i wieder net verstanda!“ sagt der Schwabe. „Warum sollt ma denn uns Himmlswille d'Weibla net mögn, ma kommt ja her dervo.“

„Was ham eana denn überhaupts die Frauen getan, daß Sie uns so feindlich gsinnt san?“ fragt nun die junge Frau kampfbereit.

Der Weiberfeind will antworten, aber die Musik schmettert so nachhaltig: „Was kann der Sigismund dafür, daß er so schön ist — —“, daß die interessante Unterhaltung für kurze Zeit unterbrochen werden muß.

„Ich liebe die Frauen sehr.“ Der Hamburger steht verliebt zu der jungen Frau hinüber. „Was wäre das Leben ohne diese lieben Geschöpfe?“

„Schön wärs, schön, Herr Nachbar“, sagt der Junggeselle im Brustton der Überzeugung. „San Sie denn überhaupt verheirat?“

„Nein, bis jetzt noch nicht“, entgegnet der Hamburger, „aber es wird wohl nicht mehr lange dauern und auch ich gehöre zu den — —“

„Armen Teifen!“ Der Münchener schüttelt den Kopf. „Ja wissen Sie denn überhaupts, was das heißt, wenn Sie so eine Frauensperson anfrimen (anschnachen) und mit ihr naufhupfn aufs Standesamt? Lebenslängliche Zwangsarbeit heißt das. Da soll sich scho längst ein Verein zusammengenommen haben zur Warnung aller, die sich in ein solches Unglück stürzn. Tafeln ghörat'n andracht an jedem

Standesamt mit der Aufschrift: „Noch ist es Zeit!“ oder „Jagt bringas wieder oan!“ Alles is organisiert, alles, aber die wichtigste Organisation, die Organisation gegen das Weib, dazua hams loa Schneid, de Feigling! Wenn i nur den, was mir gestern mei Hausfrau wieder gmacht hat — —“

„Geh her, schöne Dauerwelle, magst amoi trinka?“ unterbricht sein Freund den Erguß, während er seinen Maßtrug einem reizenden kleinen Mädel präsentiert. Sie nippt lachend und erhält einen begeisterten Handkuß.

„Unheilbar!“ brummt der Junggeselle. „Also jetzt gebts amoi Obacht, wo bin i denn jerscht glei steh' blicbn?“

„Bei der Dauerwelle“, lachte die junge Frau, „na des heißt bei der Hausfrau!“

„Also da tum i gestern ein bisserl benebelt von der Wiesn hoam und hab in meim Zustand den Alleebaum für d'Hausfrau ghaltn. Natürlich hab i mit dem Schlüssel dauernd an dem Baum rumgemurkst. Glaubns mei Hausfrau hat mir gholtn? Glacht hats, daß d'Leut steh blicbn san und wenn nicht ein Mann mehr Mitgeföhl ghabt hätt, wie diese Frau, dann hätt i den Baum aufgsperrt, bis i wieder nüachtern worn war.“

„Und dennoch hab ich harter Mann, die Liebe auch verspürt!“ spielt die Musik.

„Hörns was die Musik spielt?“ fragt die junge Frau.

„De wern ja zahlt dafür“, entgegnet der Junggeselle bissig, „wenn i zahlt wer dafür, dann spui i's a. Überhaupt wern unter dene Musiker de meisten verheirat sei und blasn in der But, weils die sogenannte Liebe verspürt ham.“

„Brathering!“ Eine Händlerin präsentiert die Fische der Gesellschaft.

„Tuans a so a Arbeitslosenhendl her!“ lacht der Freund des Junggesellen, „dazua langts grad no. Mei Herr Nachbar, Bruderherz von der Watterkant“, sagt er dann zum Hamburger, „wenn Sie des Geld hättin, dös wo i braucha könnte, wie mir zwoa sein heraus warn, aber deswegn: Immer nur lächeln!“

„Ein Herzerl fürs Herzerl, ein Riesenherz, ein Wiesenherz, ein Zuderl fürs Schnuderl!“ flötet eine andere Händlerin und hält dem Junggesellen bunte Lebkuchenherzen vor die Augen.

„Das ischt ein Gedächtle“, lachte der Schwabe, „das laß' mr gsalle.“

„Geben Sie so ein Herz her!“ Ein alter Herr am Nebentische, der den Arm glücklich um ein junges Mädel gelegt hat, greift nach dem größten Herz. „Was kostet das?“

„Eine Mark!“

„Der is bestimmt verheirat“, sagt die junge Frau ganz leise zu dem Weiberfeind, „da sehns, was ihre ganzen Predigten wert san. Je älter der Mann wird, um so dümmer wird er in der Liebe. Die gscheidesten san doch allerweil noch d'Schulbuam.“

„Mein Gott, ist diese Frau alt und häßlich!“ Der Hamburger steht topfschüttelnd hinter einer Frau her, die am Tische vorübergeht.

„Dafür ischt se dauerhasi“, lachte der Schwabe, „und dös ischt au ebbes wert.“

„Ruß, meine Herrschaft'n, Ruß!“ Die Rußfrau drängt sich an den Tisch.

„Gebns a paar her“, entgegnete der Ehemann, „die ist mei Frau gern.“

„Radieschen, Freiburger Brehn!“ tönt es in den Tumult.

„Brehn und Radieschen mag i a“, ersuchte die junge Frau ihren Mann, der die kleinen Wünsche sofort erfüllt.

Der Junggeselle schüttelt den Kopf: „Was nur so eine Frau kostet!“

„Dafür hat uns ein Mann auch lange“, entgegnete boshaft die Münchnerin. „Überhaupt, begrabns iah eanan Haß, hängtens Ihna ei, damit wir beim Dschunkelwalzer schaukeln könnn, schmeißens aber as Bier net um, is ja schad um jedes Tröpfel.“

„Denn, so wie du, so lieblich und so schön!“ spielt die Musik, während alles jubelnd mitklingt, mit verklungenen Armen auf Stühle und Tische steigt und den Nachbartischen Prost zutrinkt.

„Ich kenne die ganze Welt“, sagt der Hamburger, „aber eine solche Fröhlichkeit wie in München konnte ich niemals finden. Ich bin so glücklich, daß ich noch einige Tage bleiben kann. Dabei spüre ich von dem Preußenhaß nicht viel.“

„Preußenhaß, jetzt a solchana Schmarzn“, empörte sich der Schwabe, „jetzt werd überhaupt net ghaßt, net ghaßt und net politisiert, jetzt werd gloffa — i han heut scho da vierta Raufsch.“

„Wist's was“, schlägt nun der Junggeselle vor, „i hab jetzt eine feine Idee. Wir genga, der ganze Tisch, wie ma beinand san, zerscht zur Riesenbame, dann in d'Niagarafälle und in d'Reitbahn. Das ist jetzt noch interessant.“

„Ja, da schau her“, lacht die Gesellschaft, „der Weiberfeind! Der möcht heut no was segn.“

„Sawoi, weiß das auf der Wies'n ganz wurscht is,“ entgegnet dieser verschmigt. „Bal mir tot san, konna mit uns auch nix mehr oschaugn. Überhaupt, wenn i amoi heirat, heirat i nur ein Alstraweiß, das is die einzige Frau, die ein Mann durchschaugn so.“

Die Gesellschaft erhebt sich und marschiert einträchtig im Gänsemarsch weiteren Genüssen entgegen.

Federmann.

Von Hans Niebau.

Wissenschaften.

Federmann und Müde wollen Horniebel besuchen. Vor Horniebels Haus aber liegt ein Hund. Der Hund bellt und fliehet die Zähne.

„Vorsicht!“ warnt Federmann.

„Keine Angst,“ sagt Müde, „du weißt doch: Hunde, die bellen, beißen nicht.“

„Natürlich weiß ich,“ nickt Federmann, „aber weiß es der Hund —?“

Scherereien.

Federmann ist auf der Kunstausstellung gewesen.

„Dieser Overhel,“ erklärt ein Generalvertreter, „kostet nur vierhundertundfünfzig Mark. Ich habe ihn innerhalb einer Stunde bereits zweihundertmal verkauft.“

„Donnerwetter,“ sagt Federmann, „da haben Sie aber noch allerhand Scherereien vor sich!“

Die Tante.

Kaum ist Tante Ulla bei Federmann zu Besuch, legt sie sich ins Bett und wird krank.

Am dritten Tag, das Fieberthermometer zeigt 39,9, ruft Federmann den Arzt. Der Arzt kommt und guckt die Tante Ulla an. „Was hat sie denn?“ fragt er.

„Ungefähr vierzigtausend Mark,“ sagt Federmann.

Polypen.

Federmann lernt einen Taucher kennen. Der Taucher erzählt seine Abenteuer. „In der Südjee,“ erzählt er, „bin ich oft von Haifischen angegriffen worden. Bei Helgoland war mir einmal der Luftzuführungsschlauch zerrissen, und um ein Haar wäre ich erstickt. Das schlimmste aber habe ich im nördlichen Eismeer erlebt. Da hatte ich, während ich dreißig Meter unter Wasser war, einen Polypen, der war einundeinhalb Meter lang, und dann — — —“

„So ein Leichtsin!“ unterbricht da Federmann, „warum haben Sie sich das Ding denn nicht vorher herausnehmen lassen?“

Vorsichtsmahregel.

Federmann hat — in dieser Zeit! — Gehaltszulage bekommen. Abends sitzt er mit Müde und Horniebel zusammen und feiert. Feiert und feiert.

„Hör' mal,“ sagt Müde, „das war eben die achte Flasche, und außerdem ist es drei Uhr. Wollen wir nicht zu Bett gehen?“

„Ausgeschlossen,“ schüttelt Federmann den Kopf, „ich gehe diese Nacht nicht zu Bett. Nachher habe ich alles nur geträumt!“

Francaise.

Federmann ist in Berlin gewesen.

„Wie war's denn?“ fragt Müde. „Gut amüsiert? Rumba getanzt?“

„Nicht einen einzigen Rumba,“ sagt Federmann. „Überall kommen in Berlin die alten Tänze wieder auf. Im Hotel wurden Strauß'sche Walzer gespielt, in der Bar am Kurfürstendamm Rheinländer, und als ich, morgens um vier, durch die Siegesallee komme, tanzt alles auf offener Straße Française.“

Selbstporträt.

Federmann besucht den Maler Kanikty. Der Maler Kanikty schleppt ihn auf die Kunstausstellung.

„Entzücklich,“ sagt Federmann, „das sollen Bilder sein? Euden Sie hier, dieser furchtbare Mann mit der Ziehharmonika!“

„Das Bild ist von mir,“ lächelt der Maler.

„Entschuldigen Sie,“ murmelt Federmann, „ich meine auch nicht das Bild, sondern den Kerl, der es darstellt.“

„Es ist ein Selbstporträt,“ lächelt Kanikty weiter.

„Haha,“ lacht Federmann, „ausgeschlossen! Wenn Sie mit beiden Händen Ziehharmonika spielen, womit wollen Sie dann malen?“

Verbung.

Federmann geht auf Freierrfüßen. Federmann macht eine Liebeserklärung.

„Sprechen Sie mit meinem Vater,“ sagt das Mädchen. Federmann spricht mit dem Vater. Der Vater macht ein bedenklisches Gesicht. „Wie ist es denn?“ fragt er, „können Sie überhaupt eine Frau unterhalten?“

„Aber natürlich,“ sagt Federmann, „vor einem halben Jahr habe ich ein ganzes Damenkränzchen vier Stunden lang unterhalten.“

„Unsinn,“ schüttelt der Vater den Kopf, „ich meine, ob Sie in der Lage sind, Frau und Kinder zu ernähren?“

„Wieso?“ zieht Federmann die Augenbrauen hoch, „wieviel Kinder hat denn Ihr Fräulein Tochter?“

Die Kritik des Pfundes.

„Der Pfundsturz ist doch für England auf die Dauer e'ne bedenkliche Sache,“ sagt Müde. „Früher stellte die ganze Welt ihre Handelsfacturen mit Vorliebe auf Pfunde aus. Heute denkt kein Mensch mehr daran.“

„Ganz recht,“ nickt Federmann, „unsere Butterfrau rechnet auch nur noch in Kilogramm.“

Meinungsverschiedenheiten.

Federmann ist sehr nervös.

„Hast du Ärger gehabt?“ fragt Müde.

„Natürlich,“ nickt Federmann, „jeden und jeden Tag diese Meinungsverschiedenheiten!“

„Meinungsverschiedenheiten?“ fragt Müde, „mit wem?“

„Mit meinem Chef,“ sagt Federmann.

„Ach,“ staunt Müde, „und was sagt denn der Chef dazu?“

„Das ist ja gerade das Schlimme,“ murmelt Federmann, „er weiß es gar nicht!“

Topp.

Federmann ist in Bremerhaven. Federmann unterhält sich mit einem Segelschiffsmatrosen.

„De Mannschaft up de Dampfers,“ erzählt der Matrose „de har't goot. Abers wir, wenn wir Freiwache hebb'n un ligt in de Kojen, midden inner Nacht, un moßt dann rut in de Tafelack, up'n Topp . . . Junge, Junge!“

„Tolle Zustände,“ schüttelt Federmann den Kopf, „haben Sie denn kein W. C. an Bord?“

Welt u. Wissen

Stammen die „kosmischen“ Strahlen von der Erde? In seinem ersten genaueren Bericht über seine Entdeckungen bei dem letzten Stratosphärenflug, den Prof. Piccard bei einer feierlichen Sitzung im Palais der Brüsseler Akademie erstattete, machte er die überraschende Mitteilung, daß nach seiner Ansicht die kosmischen Strahlen ihren Ursprung auf der Erde haben, nicht im Weltraum, wie bisher von den Gelehrten angenommen wurde. Piccard erklärte, daß er tatsächlich bis zu einer Höhe von 16 940 Meter emporgestiegen sei, obwohl der Schweizer Aero-Club seinen Rekord nur mit 16201 Meter bezeugt habe; er habe kosmische Strahlen in den verschiedenen Höhengichten gemessen und die Ergebnisse bestätigt gefunden, die der Stuttgarter Professor Regener zuerst durch Registrierballons erreichte, die bis zu einer Höhe von 22 000 Meter emporgestiegen. Die Intensität der kosmischen Strahlen nahm nach 14 000 Meter ab; ihre Richtung sei noch nicht genau festgestellt.

Nicht zu alt mit 80. Bei einer Sitzung der Amerikanischen Psychologischen Gesellschaft, die sich mit dem Thema der Leistungsfähigkeit im Alter beschäftigte, führte Prof. Walter R. Miles von der Yale-Universität aus, daß das Studium der zweiten Hälfte des menschlichen Lebens bisher vernachlässigt worden sei. Er forderte die Psychologen auf, die Gründe dafür ausfindig zu machen, warum erfolgreiche Männer oft plötzlich nach ihrem Rücktritt sterben, das Bestreben der Industrie zu bekämpfen, Menschen im Alter von über 40 nicht mehr neu einzustellen und genaue Angaben über die Altersgrenze zu sammeln, bis zu der der Mensch noch in den einzelnen Berufen tätig sein könne. Die Tüchtigkeit eines Fußballspielers liege wahrscheinlich zum großen Teil in seinen Beinen, aber die eines Gelehrten oder Anwaltes liege in seinem Gehirn, und während die Beine des 60jährigen nicht mehr so viel leisten könnten wie die des 20jährigen, sei es beim Gehirn gerade umgekehrt. Dr. Miles hat mit 836 Personen im Alter von 6 bis 95 Jahren genaue Prüfungen angestellt; mehr als 450 waren über 50 Jahre alt. Er fand, daß 25 Prozent der Leute über 80 in geistiger Beziehung noch ebenso viel leisteten als der Durchschnitt der ganzen Gruppe. Er fordert daher, daß die Leistungsfähigkeit des höheren Alters mehr ausgenutzt werde, als es jetzt geschieht.